

# Die Jungfrau tief unten im Wald

*Spukt es im Änziloch? Vielleicht, aber für Regisseurin Alice Schmid geht es bei der Geistergeschichte vom Napf vor allem um Ausgrenzung*

GERI KREBS

Das Publikum in der Reithalle war begeistert. Und sie stand einfach da: das Mädchen vom Änziloch, die 13-jährige Bauerntochter Laura Larissa Rööslü aus Romoos im Napf. Ganz locker stand sie nach der Film Premiere an den Solothurner Filmtagen neben Alice Schmid. Beide mit ihrem blonden Zopf. Bei der Filmemacherin gehört er seit langem zum markanten Erscheinungsbild. Klar, man konnte die Entsprechung als (Über-)Identifizierung deuten. Laura nannte die Regisseurin konsequent «s Lisi». Und sie strahlte, als Alice Schmid sagte, die Laura sei für sie schon seit den Tagen von «Die Kinder vom Napf» eine ganz enge Vertrauensperson.

Die Vertrautheit wirkte echt, natürlich. Beim Gespräch mit Alice Schmid, ein paar Tage nach der Premiere des Films «Das Mädchen vom Änziloch», kommt die Frage auf, ob es für sie als Regisseurin nicht manchmal schwierig sei, einen angemessenen Umgang mit den Protagonisten ihrer Filme zu finden. Kommt da nicht zu viel Nähe auf? Alice Schmid schüttelt entschieden den Kopf: «Klar, ich bin für Laura wichtig. Wir sind uns nahe, aber ich bin nicht ihre Mutter.»

## Das Schweigen, der Tod

Laura habe ein ausgezeichnetes, sehr inniges Verhältnis zu ihrer Mutter. Im Film selber kommt Lauras Mutter zwar nur an zwei Stellen ins Bild und nur ganz kurz, ohne dass sie klar erkennbar wäre. Das sei aber ein rein dramaturgischer Entscheid gewesen, sagt Alice Schmid. Manchmal sei es eben schwierig gewesen, Lauras Mutter nicht im Bild zu haben. Denn sie sei sehr neugierig gewesen und habe immer ganz genau wissen wollen, was beim Dreh als Nächstes kommt.

Alice Schmid, 1951 in Luzern geboren und im Luzerner Vorort Reussbühl aufgewachsen, hatte während ihrer Schulzeit von Lehrern öfters zu hören bekommen: «Us dära gits nüt.» Sie strahlt übers ganze Gesicht, als sie das erzählt. Und wird gleich wieder ernster, als sie anfügt, damals habe sie das nicht so locker genommen. «Für mich bedeutete das Ausgrenzung und Ablehnung», sagt sie. Genau darum gehe es ja auch in der Sage vom Änziloch: um Ausgrenzung, um das Schweigen, um den Tod.

In allen Varianten der Geschichte steht eine Jungfrau im Zentrum, die unten im Wald, am Fuss einer 200 Meter hohen Felswand, herumgeistern soll. «Mädchen, die ungewollt schwanger wurden, hat man früher auf brutale Weise verbannt und ausgegrenzt», sagt Alice Schmid zum Hintergrund der Sage. In Romoos kenne heute noch jeder die Geschichte. Sie selber erinnere



«Ich bin abergläubisch. Aber das war bei uns ganz normal»: In Alice Schmid's Film «Das Mädchen vom Änziloch» geht es nicht nur um Übersinnliches.

SIMON TANNER / NZZ

sich noch genau, wie zu ihrer Primarschulzeit schwangere Mädchen regelrecht verbannt worden seien, weit weg ins Welschland. «Das war gewissermassen die gemässigte Version dessen, was man Mädchen in dieser Situation hier im Napf antat.»

## Der offene Fensterladen

Neben dem rationalen Hintergrund der Legende war das Übersinnliche sehr wichtig für die Regisseurin. «Ich bin mit Geistergeschichten aufgewachsen», sagt sie, und ihre blauen Augen leuchten noch mehr als zuvor. «Ja, ich bin abergläubisch. Aber dort in der Gegend des Änzilochs ist das ganz normal.» In einer abgelegenen Waldlichtung, erzählt sie, stehe ein einsames Haus. Seit Jahrzehnten sei es unbewohnt. Die Fensterläden seien geschlossen. Nur oben rechts stünden sie immer offen. Und wenn man sie schliesse, seien sie am nächsten Tag wieder offen. «Ein Bauer erzählte mir, er sei früher mit seinem Vater mit Ross und

Wagen dort unten holzen gegangen – und jedes Mal, wenn sie in die Nähe des Hauses gekommen seien, habe das Ross gescheut, Schaum vor dem Maul bekommen und sei durchgebrannt.»

Während fast zwanzig Jahren hatte Alice Schmid in entlegenen Ländern Fernsehfilme über Kinder und mit Kindern realisiert. Sie beschäftigte sich mit Kindersoldaten in afrikanischen Bürgerkriegsländern, mit Kindern in Kambodscha, die Opfer von Minen wurden, oder dem harten Leben eines Mädchens in den bolivianischen Anden. Mit «Sag Nein» landete die filmische Autodidaktin – die sich aber immer wieder weiterbildete, etwa beim grossen Krzysztof Kieslowski – Anfang der 1990er Jahre einen Longseller. Die Dokumentation über sexuellen Missbrauch von Kindern ist bis heute bei Schulen und Lehrpersonen häufig gefragt.

Während ihrer Reisen in alle Welt hatte sie eine Wohnung in Zürich. Dort befindet sich noch heute ihre 1996 gegründete Filmproduktionsfirma Ciné

A.S. GmbH. Natürlich taucht im Gespräch auch die Frage nach eigenen Kindern auf. Sie lacht: «Meine Filme sind mein Leben, wann hätte ich da Zeit haben sollen für eigene Kinder?» Sie sei ja fast immer in der Welt unterwegs und mit Projekten beschäftigt gewesen. Sesshaft geworden, erzählt sie, sei sie erst zu Beginn dieses Jahrzehnts durch die über ein Jahr dauernden Dreharbeiten an «Die Kinder vom Napf». Als sie den Film drehte, konnte sie ein ehemaliges Schulhaus am Rand von Romoos mieten. Seither wohnt sie dort.

## Fragen? Warum denn?

In ihren Filmen betrachte sie immer alles aus Kinderperspektive, sagt Alice Schmid. Ursprünglich habe sie auch die Geschichte rund um die Änziloch-Sage nur mit Kindern aus der Gegend um Romoos realisieren wollen, wie in «Die Kinder vom Napf». «Doch es funktionierte nicht.» Sie schüttelt den Kopf. Die Kinder hätten es lächerlich gefunden, so

zunehmend zu müssen, als hätten sie noch Fragen zur Änziloch-Sage. Dann veranstaltete sie ein Casting im Kanton und landete mit dem 14-jährigen Thom Straumann aus dem Luzerner Vorort Kriens einen Glückstreffer.

«Er ist sehr ernsthaft», schwärmt Schmid. «Er war wirklich interessiert an der Sagenwelt in der Gegend, die ihm wenig vertraut war. Und er wusste sich mit Laura vor der Kamera zu bewegen.» Bei der Premiere in Solothurn stand der Bub aus der Stadt allerdings etwas schüchtern neben dem selbstbewussten Bauernmädchen, das den Auftritt sichtlich genoss. Auf die Frage nach seinen Erfahrungen als Schauspieler antwortete er damals vielsagend: «Ich habe es genossen, aber irgendwie hat Schauspielen für mich auch etwas Beängstigendes.»

Die Zürcher Vorpremiere von «Das Mädchen vom Änziloch» findet am Sonntag, 5. Februar, 16.30 Uhr im Kino Riffraff statt. Alice Schmid und Laura Rööslü sind anwesend.

# Nagelprobe mit Helden und Narren

*Die Dirigentin Alondra de la Parra weiss das Tonhalle-Orchester Zürich zu packen*

THOMAS SCHACHER

Frauen fallen in dem Metier nach wie vor auf. Der Dirigent ist ein Mann – Ausnahmen bestätigen die Regel. Inzwischen gibt es freilich eine ganze Reihe von Dirigentinnen, die internationale Beachtung finden. Am Lucerne Festival, das im vergangenen Sommer unter dem Motto «PrimaDonna» stand, konnte man einigen von ihnen begegnen. Beim Tonhalle-Orchester Zürich treten in der Saison 2016/17 im Ganzen vierzig Dirigentenpersönlichkeiten auf, unter ihnen gerade einmal vier Frauen. Eine von ihnen ist die Mexikanerin Alondra de la Parra.

Die Dirigentin hat in Mexico-Stadt und in den USA studiert und lebt heute in New York. Bekannt geworden ist sie durch die Gründung des Philharmonic Orchestra of the Americas, mit dem sie

sich für lateinamerikanische Musik und Musiker einsetzt. In Zürich gab die Dirigentin ihren – halböffentlichen – Einstand vor einem Jahr beim «Diner Musical» des Tonhalle-Orchesters, wo sie Hits von Komponisten wie Gershwin oder Piazzolla dirigierte. Beim jüngsten Programm verzichtet Alondra de la Parra nun gänzlich auf Folklore.

## Augenzwinkern

Igor Strawinskys «Pulcinella»-Suite eröffnet den Abend. Der Komponist hat das Ballett und die Suite bekanntlich in der Auseinandersetzung mit einem Manuskript von Pergolesi geschrieben, dessen Echtheit infrage steht. Typisch für das Werk ist denn auch die Gleichzeitigkeit von barocker Stilimitation und modernem Charakter. Und genau an diesem Punkt setzt de la Parras Interpretation ein. Die bekannte Ouvertüre klingt unter ihrer Stabführung noch einigermassen harmlos, doch schon im «Scherzino» nehmen wir das Augenzwinkern Strawinskys wahr. Der forcierte Bläserklang der Gavotte klingt gänzlich ahistorisch, und spätestens bei den frechen Glissandi der Posaune im Vivo-Satz ist die Ironie des Werks mit Händen zu greifen.

Bei Mozarts Es-Dur-Klavierkonzert KV 271 zeigt sich die Dirigentin als einfühlsame Begleiterin. Im Rampenlicht steht hier der erst 21 Jahre alte Pianist Jan Lisiecki. Der junge Künstler offenbart sich als Poet an den Tasten, er gestaltet seinen Solopart mit grosser Sensibilität. Auch dass er als Zugabe die «Träumerei» von Schumann spielt, bestätigt diesen Eindruck. Die Nagelprobe für die Dirigentin folgt dann mit Beethovens 3. Sinfonie. Die «Eroica» gilt ja

als Inbegriff des Männlichen, egal, ob der Komponist darin nun Napoleon, Prometheus oder sonst einen «grand'uomo» gemeint hat.

## Die Botschaft kommt an

Alondra de la Parra wählt eine Deutung, die man sowohl männlich wie weiblich nennen könnte. Die heroischen Elemente kommen bei ihr keineswegs zu kurz, aber auch das Weiche und Lockere findet bei ihr seinen Platz. Entsprechend steht sie bald gebieterisch breitbeinig, bald tänzelnd vor dem Tonhalle-Orchester. Klanglich herrscht nicht immer das höchste Raffinement, und rhythmisch wackelt das Gefüge gelegentlich. Aber diese Künstlerin weiss die Musiker zu packen und animiert sie zu einem sehr emotionalen Spiel. Und die Botschaft kommt beim Publikum an.

# Das grosse Los für Übersetzer

*Zuger Stipendium vergeben*

(pd) · Das elfte Zuger Übersetzer-Stipendium in der Höhe von 50 000 Franken geht an Eveline Passet (Berlin) für die Übersetzung der Tagebücher von Michail Prischwin. Sie überspannen den Zeitraum von 1905 bis 1954, mithin drei russische Revolutionen, zwei Weltkriege, den Grossen Terror und das erste Jahr nach Stalins Tod. Die geplanten vier Bände erscheinen im Guggolz-Verlag. Den Zuger Anerkennungspreis in der Höhe von 10 000 Franken erhält Andreas Nohl (Augsburg). Er übersetzt für «dtv» die Werke von Edgar Allan Poe. Träger des Stipendiums ist der Verein Zuger Übersetzer, der von Stadt und Kanton Zug, Pro Helvetia sowie von privaten Stiftungen und Gönnern unterstützt wird. Das Zuger Übersetzer-Stipendium ist der höchstdotierte Übersetzerpreis der deutschsprachigen Länder.